
Legale Migrationswege gehören zu einer ganzheitlichen Migrationspolitik. Rückkehrprojekte scheitern oft daran, dass sie den Migrationszyklus nicht zu Ende denken – Migration ist keine Einbahnstraße. Die Partnerländer haben andere Interessen, sie wollen zirkuläre Migration stärken, zum Beispiel durch saisonale Arbeitsvisa. Diese Interessen sollten mit in Betracht gezogen werden, um eine funktionierende gemeinschaftliche Migrationspolitik zu gestalten, mit Partnern auf Augenhöhe. Das neue Fachkräftezuwanderungsgesetz, das Anfang 2020 in Kraft

treten wird, geht einen kleinen Schritt in Richtung einer vereinfachten Einreise nach Deutschland. Die Bundesregierung sollte mutiger in der Schaffung von legalen Migrationswegen sein. Dies würde auch zu einer Verringerung der gefährlichen irregulären Migration beitragen, die in den vergangenen Jahren so viele Menschenleben auf dem Mittelmeer gefordert hat. Und gleichzeitig wäre es der deutschen Wirtschaft zuträglich. • •

Jennifer Lehnen beschäftigte sich in Rabat, Quito, Berlin und Recife mit Instrumenten zur Unterstützung von rückkehrenden Migrantinnen und Migranten.

Es gibt nicht nur eine Geschichte

Wenn wir humanitäre Hilfe leisten wollen, müssen wir die Folgen unserer Projekte abschätzen. Das gilt auch für die Entscheidung, wie und an wen Geldzahlungen geleistet werden.

Von Corinne Duriaux

Dieser Artikel könnte mit dem Bild einer mittellosen Frau in Nigeria beginnen. Einer Frau, der es nicht gelingt, eigenständig ihr Einkommen zu erwirtschaften, und die deshalb auf die Unterstützung durch Hilfsorganisationen angewiesen ist. Meistens reicht das Geld nicht für drei Mahlzeiten und schon gar nicht für die Schulgebühren ihrer Kinder. Sie lebt mit ihrer Familie unter einfachsten Bedingungen in einer Hütte, und Krankheiten gehören zu ihrem Alltag. Es ist ein Bild, das in Nachrichten und Spendenaufrufen immer wieder von afrikanischen Ländern gezeichnet wird. Ist dieses Bild falsch? Es ist sicherlich unvollständig.

Mit der Gefahr einseitiger Geschichten setzt sich die nigerianische Autorin Chi-

mamanda Ngozi Adichie in ihrem Ted-Talk „The danger of a single story“ auseinander. Sie erläutert, dass durch die Verengung der Perspektive auf nur eine von vielen möglichen Geschichten über Personen, Gruppen oder Orte Stereotype und Klischees entstehen. So sei das Bild von Afrika in den westlichen Industriestaaten verzerrt und zeige oft nur negative Seiten. Laut Adichie hält sich dieses Bild so hartnäckig, weil die Geschichte des afrikanischen Kontinents so ständig erzählt wird. Wenn es um humanitäre Hilfe geht, wird oft dieses Bild gezeichnet – und auch ich werde in gewisser Weise diese eine Geschichte weitererzählen. Deshalb ist mir der Hinweis auf Chimamanda Ngozi Adichie so wichtig, deren Werke ein ganz anderes Bild von Nigeria zeichnen.

Während meiner Arbeit beim Internationalen Komitee vom Roten Kreuz (IKRK) besuchte ich vier Frauen in einem Lager für Binnenvertriebene in Maiduguri. Maiduguri liegt im Nordosten Nigerias, der Hochburg der Terrororganisation Boko Haram. Diese Frauen kommen aus Dörfern, aus denen auch viele der Terroristen stammen. Im Maiduguri-Lager wurden diese Frauen oftmals ausgestoßen und erhielten kein Essen, weil ihnen Verbindungen zu Boko Haram nachgesagt wurden. Bei einigen Frauen stimmte das, denn ihre Männer schlossen sich den Terroristen an – wer es nicht „freiwillig“ tat, lebte selten lang. Andere waren nur zur falschen Zeit am falschen Ort.

Die Frauen erzählen mir, dass sie allein oder mit ihren Männern erfolgreich Geschäfte führten und dann alles verloren, als Boko Haram ihre Dörfer überfiel. Zwei wurden lange in Gefangenschaft gehalten, alle haben Familienmitglieder verloren. Was diese Frauen erlebt haben, kann ich mir nur ansatzweise vorstellen, und ich frage sie nicht weiter aus. Unsere Aufgabe besteht darin, ihre wirtschaftliche Lage zu analysieren, denn die vier haben Geld vom IKRK erhalten, um wieder eigene Verdienstquellen schaffen zu können. Bei diesen Programmen handelt es sich um direkte Geldleistungen an hilfsbedürftige Personen, wobei diese selbst entscheiden können, was für sie am besten ist. Dies hat sich als effektivere Alternative zur Verteilung von Nahrungsmitteln und anderen Hilfsgütern erwiesen.

Die Frauen zeigen mir, was sie nun tun: Eine stellt Seife, Vaseline und Pomaden her, die zweite schneidert Kleider, die dritte hält acht Ziegen und einen Stall Hühner und die vierte verkauft Getränke und selbstgemachte Pasta. Obwohl das Einkommen meist für nicht viel mehr als das Nötigste reicht, legen sie ab und an Geld zur Seite. Zugleich garantieren sie eine beständige Qualität

Beispiele aus Nigeria und der Türkei zeigen, wie wichtig unterschiedliche Herangehensweisen für den Erfolg sind

ihrer Produkte. Die zuvor ausgestoßenen Frauen haben damit an Anerkennung gewonnen: Die Menschen im Lager sprechen wieder mit ihnen und kaufen bei ihnen ein. Anfangs gab es aber auch Missgunst: Warum werden gerade diese Frauen, die in Verbindung mit Boko Haram standen, unterstützt? Das IKRK reagierte darauf mit viel Erklärungsarbeit.

Und wie wird es von den Familien aufgenommen, dass die Frauen Geld erhalten und Geschäfte führen? Eine Frau beschreibt, dass es für ihren Ehemann manchmal schwierig zu akzeptieren sei, dass er keine Arbeit habe und hauptsächlich sie das Einkommen erwirtschaftete. Aber nicht nur in diesem Projekt geht die Unterstützung an Frauen, sondern in fast allen IKRK-Direktzahlungsprojekten im Norden Nigerias. Dies überrascht mich, hatte ich doch im Südosten der Türkei, wo syrische Flüchtlinge von Direktzahlungen profitieren, ganz anderes erlebt.

Unterschiedliche Gender-Ansätze

In Gaziantep, einer türkischen Stadt knapp 100 Kilometer nördlich von Aleppo, geht die Zahlung direkt an den Haushaltsvorstand, in den meisten Fällen an einen Mann. Dies kann mit syrischen Familienverhältnissen erklärt werden, wo eher Männer Entscheidungen fällen. Was würde geschehen, wenn auch hier, wie in Nigeria, die Frauen die finanzielle Unterstützung erhielten? Einige Syrerinnen erklären mir, dass es bei ihnen kein Problem wäre, während es bei anderen durchaus zu Spannungen führen

könnte. Um den Ausbruch von häuslicher Gewalt zu verhindern, vergibt sogar die NGO CARE das Geld weiter an Männer, obwohl es ihr Ziel ist, alle Programme „gendertransformativ“ zu gestalten, um Gleichberechtigung zu fördern.

Aber warum kommt es im Norden Nigerias, in einer konservativ muslimischen, polygamen Gesellschaft, nicht zu Spannungen, wenn das IKRK Frauen bei der Geldvergabe bevorzugt? Im Gegensatz zu CARE will das IKRK gar nicht gendertransformativ wirken. Es wurde aber festgestellt, dass die Projektziele besser erreicht werden, wenn Frauen das Geld erhalten. Frauen kennen die Bedürfnisse des Haushalts am besten, weil sie die meiste Zeit zu Hause sind; die Männer hingegen würden

das Geld oft dazu verwenden, eine weitere Frau zu heiraten. Die Vorteile erklärte das IKRK den Dorfältesten und den Männern, die sich dann einverstanden erklärten.

Wenn humanitäre Hilfe geleistet wird, müssen unsere Annahmen immer wieder hinterfragt werden – um, wie Adichie es ausdrückt, „zu realisieren, dass es niemals nur eine Geschichte gibt“. Wir müssen mit den Menschen vor Ort sprechen und ihnen Entscheidungsmacht geben, um zu verstehen, welche Folgen unsere Handlungen auslösen können. Vor allem, wenn sie auf einseitigen Geschichten und unvollständigen Bildern beruhen. ••

Corinne Duriaux untersuchte in Amman, Gaziantep und Maiduguri die genderspezifischen Auswirkungen von Geldleistungen in humanitären Kontexten.

Ende der Vogelperspektive

Ernährungssouveränität verlangt einen Perspektivwechsel in der Ernährungspolitik. Der kann zur Stärkung lokaler Landwirtschaft beitragen, wie zwei Beispiele aus Ecuador zeigen.

Von Julia Spanier

Landkarten sind der Inbegriff der Vogelperspektive. Beim Betrachten einer Landkarte schauen wir von einer entrückten Position auf ein Gebiet, als wäre es flach und strukturiert. Die Vogelperspektive erlaubt Abstraktion, das Wahrnehmen von Mustern und übergeordneten Zusammenhängen. So suggeriert sie Objektivität – einem konventionellen wissenschaftlichen Verständnis entsprechend, das Objektivität als das Ausbleiben von Interaktion zwischen Forschenden und Erforschten versteht. Um eine Sache in ihrer Wahrhaftigkeit zu erfassen, müssen wir

uns nur weit genug von ihr entfernen, so lautet die These.

Lange wurde Entwicklungszusammenarbeit (EZ) aus dieser Vogelperspektive betrieben. Anstatt die Erfahrungen und Interessen der lokalen Bevölkerung als Ausgangspunkt von Veränderung zu verstehen, erfolgte EZ oft anhand extern erstellter Modelle und Analysen. Das Konzept „Entwicklung“ selbst ist das Produkt des westlichen Blickes auf „den Rest der Welt“. Doch das Vertrauen in diesen Ansatz bröckelt seit geraumer Zeit. Wir brauchen einen Perspektivwechsel.